Johann Timotheus Hermes.

Ein Beitrag zur Kultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

VI. Kapitel. Stände.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät der Königl. Universität Breslau vorgelegt und mit ihrer Genehmigung veröffentlicht

von

Konstantin Muskalla

aus Kaltwasser.

Donnerstag, den 13. Oktober 1910, mittags 11 Uhr
im Musiksaal der Universität

ACAD. LUGD. BAT. BIBL.

Vortrag:

Richardsons Einfluß auf die deutsche Literatur.

Breslau
Druck von R. Nischkowsky
1910

Gedruckt mit Genehmigung der hohen philosophischen Fakultät der Königlichen Universität Breslau.

Referent: **Prof. Dr. Max Koch.**

Examen rigorosum bestanden am 15. und 22. Dezember 1909.

Die ganze Arbeit wird in den von Max Koch und Gregor Sarrazin herausgegebenen „Breslauer Beiträgen zur Literaturgeschichte“ bei Ferdinand Hirt in Breslau erscheinen.

Inhaltsverzeichnis.

I. Hermes' Leben und Werke.
II. Seine eigenen Anschauungen über den Roman.
III. Komposition.
IV. Motive.
V. Charaktere.
VI. Stände: Seite
Prediger 5
Adel 12
Juristen 16
Ärzte 18
Professoren 21
Studenten 22
Offiziere und Soldaten 25
Bürger 29
Bauern 31
VII. Pädagogik.
VIII. Literatur.
IX. Musik.
X. Kunst.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543119_0138

Prediger.

Von einzelnen Ständen schildert Hermes mit besonderer Vorliebe und am öftesten die Geistlichen, die in keinem Romane fehlen und uns in allen Lebensverhältnissen entgegentreten. Die Prediger dieser Zeit wurden in der Literatur[1]) fast durchweg satirisch behandelt, und wirklich war die Lage dieses Standes derart, daß sie von selbst zur Satire herausforderte.

Wie schon Luther als „Schartekenhengst", so mußte der arme für die Kanzel bestimmte Knabe gewöhnlich als „Singknabe" oder als „Bettelsänger" an den Türen der Reichen, um milde Gaben einzusammeln, „mit dem Korbe herumgehen" und auf der Lateinschule sich die unwürdigste Behandlung gefallen lassen, da er entweder garnichts oder nur sehr wenig bezahlen konnte (Hermäon I). Seine Lage als armer Student war um nichts gebessert; er mußte durch Erteilung von Nachhilfestunden ein entbehrungsreiches und kummervolles Dasein fristen (wie Schulz, Sophie I, oder Radegast und Ribezal, ebenda); denn auf Stipendien und Unterstützungen hatte ein solcher nur selten zu

---

[1]) Die Kandidaten- und Prediger-Literatur jener Zeit ist geradezu unübersehbar; hier mag nur einiges angeführt werden: Gellerts Gedicht „Die Bauern und der Amtmann", worin ausgeführt wird, daß das Recht der Bauern, sich nach ihrem Belieben einen Prediger wählen zu dürfen, in Wirklichkeit nicht besteht, da sie sich mit dem ihnen vorgeschlagenen Prediger begnügen müssen. Krüger schreibt in seinen „Kandidaten", daß nur derjenige die offene Pfarrerstelle bekommt, der es versteht, die gnädige Frau auf seine Seite zu bringen, während er in den „Geistlichen auf dem Lande" uns zwei minderwertige, unwürdige Personen als Vertreter des Predigerstandes schildert. Die Szene, wo die beiden Heuchler entpuppt werden, zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit der Szene im „Tartüffe", wo dieser von Orgon als Heuchler entlarvt wird dagegen hat Lessing im „Freigeist" (1749) den jungen Theophan mit zu hellen Farben geschildert. In Islas „Historia del famoso predicator Fray Gerundio de Campazas" (Madrid 1757) wird die Unwissenheit und Dummheit der spanischen Geistlichkeit verspottet. Der Fray Gerundio ist deswegen erwähnenswert, weil, wie Dickerhoff (Die Entstehung der Jobsiade) nachgewiesen, sowohl dieser als auch der „Martinus Dickius" von Moritz Schwager von Einfluß gewesen sind auf die Entstehung von Kortums Jobsiade (1784). Ähnlich wie

rechnen, und diejenigen, die von Reichen „Stipendia genossen haben", wurden sogleich nach beendetem Studium durch „die Tyrannei ihrer Wohltäter gezwungen, ins Vaterland zurückzukehren" (Sophie I, 39), so daß ihnen jede Möglichkeit genommen wurde, durch den Umgang mit Fremden (Sophie I, 40) diejenige Erfahrung und Menschenkenntnis zu sammeln, die für einen Geistlichen unbedingt nötig sind. Ebensowenig durften die armen Studenten auf Stipendien vom Magistrat oder von der Universität aus hoffen; vielmehr sind „diese Stipendiaten gewöhnlich entweder Reiche, oder sie sind elende Menschen, Kinder solcher Eltern, die drum wissen, wo die eine Hälfte der Summe bleibt, da sie mit der zweiten zufrieden sind", die gewöhnlich zwischen den Fingern der Verleiher kleben blieb, „und ebenso niederträchtig reinen Mund halten", und „solange kein Landskollegium über Stipendien, Legate und jede, auch kleinste milde Stiftung wacht, ist alle Hoffnung verloren" (Sophie I, 39 f.). Nach kümmerlich verbrachten Universitätsjahren mußte sich der Kandidat gewöhnlich als Hofmeister[1]) oder Informator, wie der Hauslehrer im 18. Jahruhundert genannt wurde, lange Zeit herumschlagen; daß auch diese Stelle

„Martinus Dickius" und die „Jobsiade" enthält Kindlebens „Leben und Abenteuer des Küsters zu Kummersdorf Willibald Schluterius" (1779) das abenteuerliche Leben eines zum Geistlichen bestimmten Helden, der seine Tage als Küster beschließt; von demselben Verfasser ist „Mathias Lucretius, sonst Votius genannt, oder Geschichte eines metamorphosierten Kandidaten" (1780). Ferner Christ. Aug. Behr, „Kilian Pips, eine Kandidatengeschichte" (Leipzig 1781), der sich ebenfalls vergeblich um eine Predigerstelle bewirbt. Carl Gottl. Cramer, „Meppen Bocksbart oder wundersame Abenteuer eines peregrinierenden Kandidaten" (Leipzig 1783—1785). Friedrich Nicolai, Das Leben und die Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker (Richard Schwinger, Nicolais Sebaldus Nothanker, ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung [Weimar 1897]) (Berlin-Stettin 1773—1776); die unter dem Einfluß von S. Nothanker stehenden Schriften hat Dickerhoff in der Abhandlung „Die Entstehung der Jobsiade" (1908) angeführt. Gegen die Dummheit, Heuchelei und Scheinheiligkeit wenden sich außer dem schon genannten Krüger Laukhard in der mit einem seltenen, an Rousseau (Confessions) erinnernden Freimut selbstverfaßten Lebensgeschichte „Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale", bearbeitet von V. Petersen (Stuttgart 1908), besonders aber J. S. Buchka in dem satirischem Gedicht „Muffel, der neue Heilige" (Leipzig 1731); später widerrief er diese Schmähungen in den „Evangelischen Buß-Thränen." (Benutzt ist die Neue Auflage, welcher dem Muffel selbst angefügt ist. Halle 1755.)

[1]) Lenz, „Hofmeister" (1774), Rabeners „Satirische Briefe" (6. Aufl. 1761) S. 28: „Empfehlungsschreiben an ein Kammermädchen wegen der erledigten Hofmeisterstelle."

keine beneidenswerte war, ist selbstverständlich, und der Hofmeister stand so ziemlich mit dem Bedienten auf gleicher Stufe (Verheimlichung I, 102). — Wollte er nach langen Hofmeisterjahren (Kandidat Grün in Ehlustigen) endlich eine Predigerstelle bekommen, so mußte er schon lange vorher durch Schmeicheleien um die Gunst des gnädigen Herrn oder der gnädigen Frau[1]) buhlen:

„Endlich muß auch ein Candidat, der den göttlichen Ruf erhalten will, (das heißt leider, durch lange Schmeicheleien sich Gönner machen muß; denn bei uns ist das jus latronatus, wie sich jemand in seiner Unschuld ausdrückte, eine Regale des Adels und des Magistrats, die sich nie größer dünkten, als wenn sie über den Haufen der demütigen Bittschriften aus ihrem Armstuhl hervorblicken, schöpferisch einen Candidaten aus dem Staube, dieser einzigen Wohnung der Hoffnung, erheben und durch ein lange erbetenes gnädiges Fiat ihn zum Prediger machen konnten) ein solcher Candidat muß früh ins Vaterland zurückkehren, um auf sein Stündlein lauern zu können." (Sophie I, 40.)

Die Predigerwitwe war, wie wir es auch in Rabeners „Satirischen Briefen"[2]) und „Laukhards Leben und Schicksalen"[3]) sehen können, ein nicht zu unterschätzender Faktor bei der Besetzung der erledigten Pastorstelle, wie überhaupt „das Gnadenjahr für den Patron der Kirche ebenso die Ernte der Schmeicheleien, als es für die Witwe die Ernte der Hoffnung ist" (Sophie II, 36 f.). Am häufigsten kam es aber vor, daß der seine Stelle antretende Kandidat sich verpflichten mußte, das Kammermädchen[4]), das doch auch versorgt werden

---

[1]) Krüger hat dies gegeißelt in seinen „Candidaten", wo der sich als Kandidat ausgebende Fähnrich durch Schmeicheleien bei der üppigen Gräfin sofort die gewünschte Pastorstelle bekommt.

[2]) Rabener, Satirische Briefe im 3. Teile seiner Werke (6. Aufl., Leipzig 1761): „Ein kleiner Roman zwischen einer jungen Priesterwitwe und einem Herrn Candidaten." (30 f.)

[3]) Magister Laukhard a. a. O. Es kommt hierfür besonders das 9. Kapitel in Betracht. Laukhard bekommt bei seiner Bewerbung um eine offene Predigerstelle vom Hofrat den kurzen Bescheid: „Herr, Sie müssen die Frau nehmen, sonst kriegen Sie die Pfarre schwerlich." Als L. zu verstehen gibt, daß es wider seine Grundsätze wäre, je ein Frauenzimmer zu heiraten, das ihn an Alter überträfe und schon zwei Männer gehabt hätte, bedauerte der Hofrat, „ein rüder und unwissender Mensch, welcher vorher hinter der Kutsche gestanden hat", seine Delikatesse, verspraeh aber doch, die Sache bestens zu besorgen, nämlich diese Stelle alsbald einem anderen zu übergeben (I, 137), der sich zur Heirat mit der Witwe verpflichtete. Karl Friedrich Bahrdt, Pastorin Figius.

[4]) Fr. Nicolai, Sebaldus Nothanker. Rabener, Satirische Briefe. Auch in Thümmels „Wilhelmine" werden ähnliche Verhältnisse verspottet.

mußte, als Gattin heimzuführen; dieses war die „conditio sine qua non“, die erfüllt werden mußte, um die Pfarre zu erhalten[1]) (Ehlustige II, 310 f.; Verheimlichung I). Der Kandidat sah sich also gezwungen, sich im voraus durch ein unterwürfiges Schreiben ihrer Gunst zu versichern (Ehlustige III, 312 f., Verheimlichung I), und der Fall kam nicht so selten vor, daß er sich erbot, „das Kammermädchen der Dame zu heiraten, ein Frauenzimmer, das er nie gesehen hatte“ (Sophie II, 35), das dann selbstverständlich mit großen Hoffnungen in den Hafen der Ehe einfuhr, in dem Glauben, daß „ein Mann, der dem »Kammerkätzchen« die Pfarre zu verdanken hat, leicht zu regieren seyn wird“ (Ehlustige III, 318). Daher wurde besonders viel Rühmens gemacht von einer solchen Stelle, wo „weder eine Kammerjungfer, noch eine Predigertochter, noch eine Witwe“ (Verheimlichung I, 243) war, und der gnädige Herr glaubte, in einem solchen Falle andere Bedingungen an den jungen Pastor stellen zu können (ebenda).

Daß bei dieser Art und Weise, zu einem Amte zu gelangen, den Intrigen Tür und Tor geöffnet wurden, ist nur zu natürlich, ebenso, daß von den Bewerbern der eine den andern durch Verleumdungen zu verdrängen suchte (Verheimlichung I). Gewöhnlich wurden vom gnädigen Herrn unwissende und unfähige Kandidaten begünstigt und den Bauern, deren Recht der freien Pastorwahl nur auf dem Papier[2]) stand, zur Wahl vorgeschlagen (Ehlustige). Der Stümper wurde gewählt, weil er, seiner geistigen Schwäche und Unfähigkeit sich bewußt, auf alle vom gnädigen Herrn vor der Wahl gemachten Bedingungen einging (Ehlustige I, 27, 37 und 39), während der tüchtige und selbstbewußte Bewerber (Grün in Ehlustigen), der sich zu keiner Schmeichelei den Bauern und keiner Kriecherei dem Patron oder dessen Kammerjungfer gegenüber, die „zu gewissen Stunden über den gnädigen Herrn viel vermag“,[3]) verstehen konnte, in der Regel übergangen[4]) und für die Zukunft ver-

---

[1]) Auch Martinus Dickius (Moritz Schwager) bekommt die Schulmeisterstelle zu Rumpelsdahl nur unter der Bedingung, daß er sich einverstanden erklärt, die Kammerzofe zu heiraten (Dickershoff a. a. O.).

[2]) Vgl. das oben erwähnte Gedicht Gellerts „Die Bauern und der Amtmann“.

[3]) Rabener, Satirische Briefe (6. Aufl., 1761, 3. Teil), S. 28.

[4]) Laukhardt a. a. O. S. 137 f. Julius Roderich Benedix (1811—1873), „Das bemooste Haupt“ (1841), wo der redliche und kenntnisreiche Alsdorf, ein

tröstet wurde. Wer es nicht verstand, zu schmeicheln, zu kriechen und sich zu verstellen[1]) (Homilius Spes in Sophie), wurde bei den Bewerbungen alt und mußte schließlich froh sein, wenn es ihm gelang, ein anderes Unterkommen zu finden (wie Grün als Jäger, Ehlustige); denn das unschuldigste Vergnügen wurde übel genommen. So blieb J. K. Aug. Musäus (1735—1787), dem Verfasser des gegen Richardson gerichteten satirischen Romans „Grandison der Zweite oder Geschichte des Herrn von N. in Briefen“ (1760—62), der gegen Lavater gerichteten „Physiognomischen Reisen“ (1778—79), der „Volksmärchen der Deutschen“ (1782—86), der „Straußfedern“ (1787) u. a., diese Laufbahn infolge eines harmlosen Vorkommnisses verschlossen. „Er sollte Pfarrer zu Pfarrode werden, aber die Bauern wollten ihn nicht, weil er einmal getanzt hatte“ [2]).

Laukhard,[3]) der in den Geruch des Atheismus gekommen war, sah sich, um seine Lebenslaufbahn nicht zu verderben, gezwungen, durch eine Schrift seine Rechtgläubigkeit zu erweisen und sich von dem Vorwurf „der Freigeisterei“ zu reinigen. Selbst der Besuch von „Koffehäuser und Billards ist in unserem Lande eine Sünde, die, wo nicht eher, doch gewiß dann gerügt wird, wenn nach Anweisung eines Blatts im Hut, der Kandidat um Dinge befragt wird, die der Fragende erst seit einer Stunde weiß“ (Sophie I, 40).

Die Mehrzahl der sich zum Examen drängenden und um eine freigewordene Pfarrstelle bewerbenden Kandidaten, „welche wie die Sündflut die Vorzimmer des gnädigen Herrn überfluten“ (Ehlustige III), ist ein Muster von Dummheit, Unwissenheit und geistiger Beschränkung[4]) (Sophie II, 317 f.); es fehlt ihnen alles, was gerade für den Geistlichen unentbehrlich ist: „Zu-

---

Student von 30 Semestern, auf keine Pastorstelle hoffen darf, weil er es nicht über sich zu gewinnen vermag, auf eine unehrliche Weise zu seinem Amte zu gelangen. Dabei findet der Verfasser reichlich Gelegenheit, die Bestechlichkeiten, die bei der Besetzung der Pfarrstellen an der Tagesordnung sind, zu geißeln.

[1]) Buchka, Muffel a. a. O. S. 71: „Die Welt betrügt und liebt Betrug und Heucheley; die größte Tugend ist voritzo Schelmerey“.

[2]) J. C. Geiser, August von Kotzebue als Knabe, Jüngling, Gatte, Schriftsteller und Exulant, S. 18. (Breslau 1802.)

[3]) Magister Laukhards Leben a. a. O.; S. Nothanker wird wegen seiner freimütigen Äußerungen über Religion kurzerhand seines Amtes entsetzt.

[4]) Buchka a. a. O., Laukhard im 9. Kapitel, Rabener a. a. O.

erst Kenntnis der Welt; und wo sollen sie sich die zu eigen gemacht haben, wenn sie früh genug lernten, den Schimpfnamen des galanten Predigers zu fürchten, welcher wirklich ungleich nachteiliger ist, als der eines pedantischen und strohdummen. Ferner fehlt es ihnen an Erfahrung; denn diese konnten sie nicht in dem nichtsbedeutenden Studentenstande und ebensowenig in dem so sehr einförmigen Kandidatenstande erlangen" (Sophie II, 317/18).

Was das Examen vor dem „Consistorio" betrifft, so war es oft eine Satire auf das Konsistorium selbst, und es kam hierbei nicht sowohl auf die Kenntnisse des Kandidaten, als vielmehr auf die Empfehlung vom gnädigen Herrn an, welche den Erfolg verbürgte, und wer ohne ein besonderes Empfehlungsschreiben sich der Prüfung unterzog, fiel gewöhnlich durch.[1]) Daß so mancher Herr in der Prüfungskommission nur ein totes Glied am lebendigen Leibe der Wissenschaft war, mag folgende, wohl etwas übertriebene Stelle beweisen:

„Ich erinnere mich nie ohne Vergnügen an einen meiner Freunde, der einen Magister, welcher mit ihm zugleich examiniert werden sollte, ersuchte, ihm durchzuhelfen, indem er wenig hebräisch verstand. Jener versprach es auf die Bedingung, daß keine Bibel von beiden mitgenommen werden müßte. Im Examen ward dem Magister eine hebräische Schriftstelle abgefordert. Der Fragende sah sich genötigt, ihm seine Bibel hinzureichen, in welcher, zu seiner Schande, die Übersetzung über den Text geschrieben war. Der Magister nahm die Bibel verkehrt, und las fertig. Mit Erstaunen fragte man, von wem er so außerordentlich weit gebracht worden sei? Hier, mein guter Freund, sagte er, hat diese Güte für mich gehabt; und die Session war sogleich aufgehoben." (Sophie I, 41.)[2]) Bei der nun folgenden „Antrittspredigt" kam es nicht auf eine wohldurchdachte Rede an, sondern „wer den größten Lärm gemacht, der hat den Pöbel gewonnen, dies vielköpfige Tier, das an einem einzigen Zaum gezogen wird" (Sophie II, 307).

Daher war es nicht wunderlich, daß gerade die faulen und unwissenden Kandidaten, „welche nicht einmal die fünf Hauptstücke auswendig wissen" (Ehlustige VI, 328), gewählt wurden, und Homilius Spes (Sophie IV, 627 f.), ein verbummelter und heruntergekommener Student der „Gottesgelahrtheit", braucht um seine Zukunft nicht besorgt zu sein; er ist guter Hoffnung und voll Zuversicht, daß sich schon etwas Passendes für ihn

[1]) Laukhard wurde von seinem Vater gewarnt, sich gegen den Willen des Patrons zum Examen vor dem Konsistortum zu melden, da er durchfallen müßte.

[2]) Vgl. die Prüfung in M. Schwarzers „Martinus Dickius" und in Kortums „Jobsiade."

finden wird. „Mein Zweck", schreibt der unwürdige Vertreter seines Standes, „ist, in eine gute Pfarre mich einst hineinzuheiraten, wobei, weil ich des Lebens genossen habe, ich eben nichts erschweren würde — ein Zweck, der in Provinzen nicht fehlen kann, wo viel Adelschaften und zugleich viel Kammerjungfern sind, oder in Städten, wo die Wählenden Muhmen haben, die ihres Zeitpunkts nicht wahrnahmen" (Sophie II, 634). — Solche Subjekte wurden gewöhnlich bei der Wahl bevorzugt. Daß sie als Pastoren sich um nichts besserten, ihren „Schlendrian" fortsetzten und als „die allerkrassesten Ignoranten[1]) an jedem Sonn- und Feiertag nicht ihre eigene „Salbaderei" (Sophie III, 85), sondern „aus einer Postille[2]) ihren gewöhnlichen Stiefel wegpredigten", braucht gar nicht erwähnt zu werden; so mancher war „eine Satire auf diejenigen, welche ihn ordiniert hatten" (Ehlustige), ein Unglück für die ganze Gemeinde, da es ihm nicht sowohl um die gewissenhafte Erfüllung seiner Amtspflichten, als vielmehr um die eigene körperliche Pflege zu tun war[3]) (Kaspar Nimmsweg in Verheimlichung I, 71 f.), und es war reine Zeitverschwendung, sich die Predigten solcher Stümper anzuhören, von denen der eine „vom Nutzen der Kartoffeln" predigte (Ehlustige), der zweite sich mit der Frage beschäftigte, ob auf „dem Monde Flüssigkeit" vorhanden ist (Hermäon II), während der dritte zu beweisen suchte, daß die „Macht auf des Weibs Haupt eine Haube gewesen sei" usw. (Sophie I, 46 f.).

Die meisten fühlten sich abgestoßen und angeekelt und blieben in Zukunft von der Predigt weg, und nur wenige verstanden es, „die goldenen Äpfel des göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obst herauszufinden" und, während „die Prediger sich die Zähne an den Schalen abstumpften", „den Kern zu genießen."[4])

---

[1]) Laukhards Leben a. a. O. S. 135.

[2]) Über einen solchen Postillenreiter hat schon Boileau gespottet: „On dit, que l'abbé Roquette Prêche les sermons d'autrui, Moi, qui sais qu'il les achête, Je soutiens, qu'ils sont à lui."

[3]) Laukhard schildert das Leben der Landgeistlichen der Pfalz mit wenig Schonung: „Die Lebensart dieser Leutchen ist — abscheulich. Saufen, das charakteristische Laster der Pfalz, ist auch ihre Sache; da sitzen sie in den Dorfschenken, lassen sich von den Bauern traktieren, saufen sich voll und prügeln sich mitunter sehr erbaulich" (I, 135 f.).

[4]) Goethe, Dichtung und Wahrheit. 6. Buch. Bekenntnisse einer schönen Seele.

Daneben finden wir verhältnismäßig nur sehr wenige Prediger als wirklich brave Menschen, tüchtige und würdige Vertreter[1]) ihres Standes, wie den grundehrlichen Groß (Sophie), das Ideal eines evangelischen Geistlichen, auf den Hermes, wie schon erwähnt, sicher persönliche Züge übertragen hat, den gutmütigen Verkannt (Ehlustige), und den grundgelehrten „literarischen Martyrer“ (Grundleger). Alle drei verstehen es in ausgezeichneter Weise, durch ergreifende Predigten die Herzen ihrer Zuhörer zu rühren und zu erheben, sowie durch weise Belehrungen und gute, jederzeit gern erteilte Ratschläge ihre Bauern zum Besseren zu führen; denn „der Bauer bewahrte noch die alte äußere Frömmigkeit, ja nicht selten die Empfänglichkeit für religiöse Mystik. Gerade die pietistischen Landpfarrer hatten anders als die exklusiven Orthodoxen inneren Verkehr mit ihren Gemeindegliedern gesucht. Die rationalistischen Prediger ihrerseits strebten eifrig danach, sie durch belehrenden Umgang moralisch zu bessern und geistig zu fördern.“[2]).

Adel.

Der Adel tritt überall mit einem „unüberwindlichen Stolz“ dem „Bürgerhund“ und dem Bauer, „der Canaille“ (Sophie V, 192 f.), entgegen, und Karl von Werdeck, ein typischer Vertreter dieses Eigendünkels, will diesen „Stolz mit in die Gruft“ nehmen (Briefe und Erzählungen I). Der „strotzende“ Landjunker, der „einen Bürger schon etwa zwanzig Schritt roch“[3]) und den Bauer als keinen vollwertigen Menschen ansah, dünkte sich als Mitglied einer bevorrechteten Kaste, als etwas Besseres, und glaubte, sich über die Pflichten des feinen Anstandes und der guten Sitte dem Bürgerlichen gegenüber, der nicht einmal in seinem eigenen Hause es wagen durfte, sich dessen Willkür und Frechheit entgegenzustellen, hinwegsetzen zu können

---

[1]) Während Laukhard die pfälzischen Landpfarrer als die „allerkrassesten Ignoranten“ und „Dummköpfe“ schildert, tritt uns in Lafontaines „Das Leben eines Landgeistlichen“ (1801) ein armer aber tüchtiger Prediger und guter Familienvater entgegen, der unter den Chikanen seines Amtes viel zu leiden hat. In ausgezeichneter Weise hat Jean Paul in „Quintus Fixlein“ (1796) das stille Leben eines Landgeistlichen, wie in den „Flegeljahren“ (1804) als Episode die Freuden und das Glück eines schwedischen Landpfarrers erzählt.

[2]) G. Steinhausen, Deutsche Kulturgeschichte. 1904. Leipzig und Wien.

[3]) Rabener, Satire I, 193.

(Sophie V, 192). Unter seinen eigenen Standesgenossen geht er in bloßen Formalitäten und Äußerlichkeiten,[1]) in der „Narrheit der Etiquette“ (Sophie IV, 530) auf, die „auf Lug und Trug“ sich gründet, und Jinny preist sich glücklich, daß sie niemals dem Adel,[2]) der nur auf seine äußere Ehre pocht, so nahe gestanden, um „diese Sprache der Heuchelei und des Betruges“ sich anhören zu müssen (Fanny II). In sittlicher Beziehung steht der Adel auf einer tiefen Stufe, und der Prinz von . . . . ., „dieser allerschändlichste Mensch“, hat sich infolge seines sittenlosen Lebens „aus der Menschheit hinabgeworfen“. Wahre Ehrenmänner gibt es nur wenige, wie den General (Ehlustige I, 317 f. II, III), der sich zwar nicht ganz von den Vorurteilen seines Standes hat freimachen können, der aber keinen Bürgerlichen verachtet, jedem Gerechtigkeit widerfahren läßt, von seinen Bauern wie ein Vater verehrt und in allen wichtigen Angelegenheiten, wie z. B. bei der Pastorwahl, um

---

[1]) Blankenburg, Beiträge zur Geschichte . . . . . S. 296.

[2]) Schon Richardson, der kurzerhand alle Standesunterschiede aufgehoben hatte, wendet sich mit großer Schärfe gegen den von Standesvorurteilen befangenen Adel: „Was glaubt ihr wohl, was der Lord unter Ehre versteht?“ Pamela erwidert: „Unglück, Schimpf und Schande“ (Pamela I, 224). Pamela I, 81: Die Tugend allein ist der wahre Adel; aber es ist wahr, wir geringen Leute, wenn wir in ein vornehmes, hohes Haus kommen, so lassen wir uns leicht von der Eitelkeit unserer Herren anstecken; und ob wir uns selbst unseres Standes nicht rühmen können, so bilden wir uns doch bisweilen auf unsere Herren etwas ein. Ich meinerseits muß heimlich über diese Torheit nur lachen, die die größten Standespersonen begehen, wenn sie mehr auf ihrer Vorfahren Verdienste stolz sind, als auf ihre eigenen. Vergleiche ähnliche Äußerungen:

Pamela I, 25, 80, 117, 176, 220;
„ II, 77, 91.
Clarissa I, 396.
Pamela Übersetzung von 1763.
Clarissa „ „ 1768.

Auch schon vor Richardson wurde der Adel in der Literatur angegriffen: Logau in dem bekannten Epigramm, Fenélon im Telemaque; später in Rabeners „Satiren“ und „Satirischen Briefen“, S. Laroche in „Fräulein v. St.“, Hippel in den „Lebensläufen . . . .“ und in den „Querzügen . . . .“; Voß in „Ständchen.“ Gegen den Ahnenstolz J. Paul in den „Grönländischen Prozessen“ (1783) und M. Klinger in den „Reisen vor der Sündflut“ (1794); gegen den in sinnlichen Genüssen schwelgenden Adel, der das Volk in Dummheit und Knechtschaft hält, Schubart, Schiller u. a. Im 19. Jahrhundert H. Steffens: „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden“ (1817). Uffo Daniel Horn, „Aus drei Jahrhunderten“ (1851), Hackländer, „Europäisches Sklavenleben“ (1854) und im folgenden Jahre Freytag, „Soll und Haben“ (1855).

Rat gefragt wird. Das ist eine Ausnahme, die hier und da vorgekommen sein mag, die aber zu den größten Seltenheiten zu rechnen ist. Das Gewöhnlichste war jedenfalls, daß man den Bürgerlichen immer von oben herab ansah und ihm gegenüber bei jeder Gelegenheit den Standesunterschied herauskehrte, besonders wenn man ihn, was allerdings auch sehr selten vorkam, „an derselben Tafel“ essen ließ, wo der gnädige Herr zu speisen geruhte. In diesem Falle wurde zwischen der „hochadeligen Gesellschaft“ und dem „bürgerlichen Kropzeug“ (Sophie IV, 374) ein Raum gelassen, der dem Abstande der Geburt gleichkam. (Sophie II, 161.) Dabei wurde der Bürgerliche, gewöhnlich der „Pastor loci“ oder der „Informator“ (Hofmeister), „durchgezogen“, und nur selten hatte einer den Mut, dem übermütigen Junker, der den „Bürgerhund“ mit einer „dem Hochmut der Morgenländer gleichkommenden, kaum zu verzeihenden Anmaßung“ (Sophie I, 465) behandelte und sich von diesem bei jeder Gelegenheit den Rockschoß küssen ließ, den Mund zu stopfen. Der Adlige suchte den Bürgerlichen überall in den Hintergrund zu drängen, besonders wenn dieser es „auf irgend eine Art merken“ ließ und „den Eindruck“ machte, daß er „Kenntnisse der Art“ besitze, „die man ehmals nur bey Leuten höheren Standes fand“ (Sophie II, 162), Kenntnisse, auf die der Adel in dieser Zeit nur zu gern verzichtete, so daß man „in den vornehmsten Häusern sehen konnte, wie weit die gewaltthätige Unwissenheit“ [1]) (Sophie II, 160) des Adels ging, bei dem „der Verstand nicht vor den Jahren gekommen oder wieder verduftet sein mag“, wie bei dem jungen Grafen Karl von L ....., der, in tiefen Gedanken vergraben, „am Fenster standt“ und „mit größter Emsigkeit — nach nichts sah“ (Sophie V, 194); auch war es sonst nicht seine Sache, „eine gedeihliche Antwort auf eine gewöhnliche Frage zu geben“, und bei dem einen adlichen Mitreisenden Sophiens scheint der „Verstand nicht einmal mit den Jahren gekommen oder, wenn er da war, vor der Zeit wieder verduftet zu sein“; denn trotz seiner fünfzig Jahre konnte er nichts als Fluchen und Schimpfen, worin er aller-

[1]) Die Unwissenheit und Unbildung des Adels geißeln Blankenburg in seinen „Beiträgen zur Geschichte des deutschen Reichs und deutscher Sitten“ (Leipzig und Liegnitz 1775), die er selbst als „Guckkasten“ (Vorbericht) bezeichnet, Westenrieder in seinem unter Werthers Einfluß stehenden Roman „Leben des guten Jünglings Engelhof“ (1781) in humorvoller und drastischer Weise Tieck im „Zerbino“.

dings in einem Regiment eine tüchtige Schule durchgemacht hatte. Er hat in seinem Benehmen große Ähnlichkeit mit dem englischen Lord in der Pamela (I, 265), „der ebenfalls bei jedem Worte, das er vorbringt, flucht wie ein echter Edelmann, der seinen Stand verrät". Auch in sittlicher Beziehung[1]) stand der Adel auf keiner hohen Stufe. Der General (Ehlustige) war in jungen Jahren ein „Springinsfeld" und hat sich verhältnismäßig sehr spät zu einem „gottessuchenden" Pietisten bekehrt; der junge Graf Karl (Sophie I, 550), „der seinen sinnlichen Leidenschaften keine Zügel anlegte, hatte sich die Verführung des Kammermädchens zur Aufgabe gestellt, hinter die jede andere Pflicht und Beschäftigung zurücktreten mußte. An eine eheliche Verbindung[2]) ist bei den Standesvorurteilen selbstverständlich nicht

[1]) G. Steinhausen, Geschichte der deuschen Kultur. Leipzig und Wien 1904, S. 680; Lessing, Emilia Galotti; Wagner, Die Kindesmörderin; Lenz, Soldaten; Blankenburg a. a. O.; Laukhard a. a. O.

[2]) Die Frage nach der Mésalliance ist in der Literatur im Laufe der Zeit verschieden beantwortet worden. In den Tagen Molières brachte man dem Bürgerlichen, der ein adliges Fräulein heiratet und von ihr, allerdings vergeblich, die eheliche Treue verlangt, nur Spott entgegen und sein Georges Dandin muß sich mit den bekannten Worten „Vous avez voulu Georges Dandin!" (Georges Dandin I, 9) trösten, und zuletzt, als die Untreue offenbar wird, seine adlige Frau fußfällig um Verzeihung bitten und versprechen, nie wieder eifersüchtig zu werden. Jourdain (Le bourgeois gentilhomme), der gern den Edelmann spielen und seine Tochter Lucile nur einem Adligen geben will, wird vom Grafen Dorante zum besten gehalten, geprellt und übertölpelt. Ebenso satirisch hat Frau Gottsched, „die geschickte Freundin", in der „Ungleichen] Heirat" dieses Thema satirisch behandelt; denn der Bürgerliche, der eine Adlige heiratet und von ihr, wie George Dandin, die Treue verlangt, wird für verrückt erklärt und ins Irrenhaus geschickt. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts begann sich diese Anschauung zu wandeln. Richardson hat in geradezu revolutionär wirkender Weise alle Standesunterschiede aufgehoben; der geistige Adel seiner tugendhaften Pamela wiegt vollständig den weltlichen ihres Versuchers auf, und sie tritt ihm als Gattin gleichberechtigt zur Seite; ebenso Gellert in der „Schwedischen Gräfin", welche sagt: „Ich sah beinah keinen Vorzug an mir, als daß ich adlig geboren war, und wie gering ist dieser Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet!" Und später (S. 48) bietet sie sich Herrn R. zur Ehe an: „Entschuldigen Sie sich mit ihrem Stande. Sie haben die Verdienste; was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an?" Ähnliche Gedanken finden wir bei Gellert in den Fabeln „Der Held und der Reitknecht" und „Elpin". Rousseau in der Novelle Heloise (1761). Freiherr von Nesselrode in den beiden Schauspielen: „Der adlige Tagelöhner" (1774) und „Die Ahnenstolzen auf dem Lande". Rousseau und Nesselrode setzen der Konvenienz die Natur entgegen, ebenso Schiller, der Louisens Adelsbrief in der Unschuld ihrer Augen geschrieben sein läßt.

zu denken, obwohl Karl unter den heiligsten Schwüren der Kammerjungfer die Ehe verspricht, die ja sein hochadliges Blut schänden würde, ohne zu bedenken, daß die Nachwelt, vielleicht schon das nächste Nachgeschlecht über »Von« und »Und-Von« entscheiden wird. Das erwarten seit beinahe einem Jahrhundert die Klugen beider Stände; laßt uns bis dahin tun, was sie taten: lachen über die Schwäche dessen, der sich etwas dünkt, sowie dessen, der vor ihm kriecht" (Verheimlichung I, 162); denn das unglückliche »Von«, welches „einst das Volksglück schuf", droht jetzt das „Volksglück umzustürzen" (Verheimlichung I, 160).

So setzt auch Hermes kühn alle Standesvorurteile und Standesunterschiede beiseite. Hannchen, das Kammermädchen bei der Mutter des Grafen Karl (Sophie I, 453 f.) ist durch die Tugend genug geadelt. „Wohlan", sagt der junge Graf „Hannchen hat Tugend; sie ist wert, deine Gemahlin zu seyn! Du wirst zu glücklich sein, sie so zu nennen" (Sophie I, 507). Auch der Kammerherr von Jasmunde (Briefe und Erzählungen I) will trotz des Widerstandes seiner Mutter um jeden Preis eine Bürgerliche heiraten, die sich zum Schluß zur großen Freude der Schwiegermutter als Sproß eines hochadligen Geschlechts entpuppt.

Juristen.

Im 18. Jahrhundert erfreute sich der Juristenstand keineswegs des gleichen Ansehens wie heute. In der Literatur wurde er durchweg satirisch[1]) behandelt, und man braucht nur die

[1]) Schon Aristophanes geißelt diesen Stand in den „Wespen", wo die prozeßsüchtigen, als Wespen kostümierten Richter den Athener Philokleon gegen seinen Sohn Antikleon aufreizen. Noch heute allgemein bekannt ist die von den „Clercs de la Bazoche" 1480 in Paris aufgeführte Farce „Maître Patelin", bald Antoine de la Sale, bald dem Pariser Clerc Pierre Blanchet (Ad. Stern, Geschichte der Weltliteratur. Stuttgart 1888, S. 303) zugeschrieben. Dieser Schwank wurde 1497 in „Henno", der für die lateinische Schulkomödie das Vorbild gewesen ist, von Reuchlin auf die Bühne gebracht. Viele Umarbeitungen (z. B. von H. Sachs) und Nachahmungen folgten (K. Schaumburg, Die Farce Patelin und ihre Nachahmungen. Diss. Leipzig 1887. A. Banzer, Die Farce Patelin und ihre Nachahmungen 1888). Auch Rabelais hat nebenbei in „Gargantua und Pantagruel", der eine heftige Parodie der abenteuerlichen Amadisromane ist, in seiner derb natürlichen Weise mit seinen Geißelhieben diesen Stand nicht verschont. (Fletcher in „The little French Lanvoyer" und in „The Spanisch Curate"). Ziegler hat in „Weltton und Herzensgüte" einen

das Reichskammergericht zu Wetzlar betreffenden Stellen in J. J. Mosers „Reichsstaatshandbuch“ (1. Teil S. 115 und 2. Teil S. 58) nachzulesen, in dem er für das Jahr 1772 60000 unerledigte Prozesse angibt, oder die Schilderung der Mißstände auf dem Reichskammergericht in Wetzlar in Goethes „Dichtung und Wahrheit“, wo auf dem „Kammergericht“ „Ungerechtigkeiten“ und „Mißbräuche“ vorkamen, „zwanzigtausend Prozesse“ ihrer Erledigung, „fünfzigtausend“ den Revisionen entgegensahen, und, was „das Bedenklichste von allem war“, die „persönlichen Verbrechen einiger Assessoren im Hintergrunde erschienen“,[1]) so wird man nicht fehl gehen, wenn man den Schluß zieht, daß der ganze Stand, was ja durch die zeitgenössische Literatur erhärtet wird, auf einem ziemlich tiefen Niveau stand. Auch Hermes wendet sich mit großer Schärfe gegen die „Halter“ des „Droit“, welches mit besserem Recht „le courbe“ (Sophie II) heißen sollte, weil es ja bei jeder Gelegenheit verdreht wurde. Die Bestechlichkeit ist an der Tagesordnung, und „der ehrliche Puff“ verliert einen Prozeß nach dem anderen, weil er vergessen hat, die „Richter der Gegenpartei mundtot“ (Sophie V) zu machen.

Doch nicht immer blieb dem „Vorurteil“ der Richter das Urteil überlassen, sondern nicht selten griff des Königs harte Faust in den Rechtsstreit hinein, und in dem Prozeß Leas und Esthers gegen die ungerechten Forderungen ihrer Gegner kann voraussichtlich kaum etwas gerettet werden, „außer wenn ein Vorwort des Königs bei der Herzoglichen Regierung gesucht würde“ (Ehlustige IV, 372). Da das „Vorwort“ oder „Kabinetts-

---

Schurken von einem Justizrat gezeichnet, und Racine zieht in seinem einzigen, Aristophanes „Wespen“ geistreich nachgebildeten Lustspiel „Les plaideurs“ (1668) gegen diesen Stand zu Felde. Ebenso Furetières „Roman bourgeois“, im „Rationis status anatomia“ (1678), auch Krügers „Geistliche auf dem Lande“ (nach Molières Tartuffe). Gellerts Advokat Glimpf, der den prozeßsüchtigen Bauer um „Haus und Hof“ (der Prozeß 1746) bringt, ist bekannt. Rabener zeichnet uns in George Greif einen Advokaten, „an dem man hat wahrnehmen wollen, daß er sehr lange Finger und im Gesichte ein sehr dicke Haut hatte, daß er niemals rot geworden ist“, in Antonius Kuntz einen „Marktschreier“; in den „Satirischen Briefen“ tritt uns der „Charakter eines juristischen Polyphems“ entgegen, „das teure Schrecken seiner Bauern“ und die „Geißel der Gerechtigkeit“. Rabener wendet sich vor allem gegen die Bestechlichkeit der Richter in den „Satirischen Briefen“ (6. Aufl. 1761. III. T. 53, 56, 60, 63, 67, 68, 71 und 76), Wieland in den „Abderiten“.

[1]) Dichtung und Wahrheit, 12. Buch.

reskript“ [1]) des Königs ausbleibt, so verlieren Lea und Esther unter dem Druck der durch die Gegenpartei bestochenen Richter und Advokaten, die es an Kniffen und Winkelzügen nicht fehlen ließen, den Prozeß (ebenda). Einer ähnlichen „Schelmerei“ machen sich die Richter, „diese niederträchtigen Menschen“, bei dem Ehescheidungsprozeß eines Pastors schuldig, den sie, durch den Vater der Frau, einen reichen Amtmann, „der durch Schelmerei reich geworden und durch Bestechungen wieder geduldet“ (Sophie III, 619), bestochen, zugunsten der Frau entscheiden und sich mit des Pastors „bloßen Einwilligung“ begnügen, ohne vorher Gründe und Gegengründe anzuhören. „Dies ganze Verfahren war nicht gesetzmäßig“ (Sophie III, 621), sondern eine „Schelmerei“ des bestochenen Richters (ebenda). Mit besonderer Schärfe wendet er sich gegen die Advokaten, die „Beutelschneider“; „der ehrliche Puff“ möchte unter den Bewerbern seiner Nichte einem „Advokaten dienstfreundlich verbitten“; denn „aufs wenigste gesagt, kann er doch nicht immer geschwind genug wissen, ob nicht irgendwo ungerecht Gut mit unterläuft“ (Sophie II, 588 f.), und der um Christine werbende Advokat, dem es bei der Heirat nur um das Geld zu tun ist, ist ein fertiger Erzbösewicht (Sophie VI, 137).

Ärzte.

Auch die Ärzte wurden in der damaligen Literatur im allgemeinen spöttisch behandelt.[2]) Bei Hermes finden wir ver-

[1]) Im Laufe der Zeit hat sich in Preußen das Reskriptenunwesen ausgebildet. Im Falle eines Zivilprozesses war es üblich, daß sich die streitenden Parteien „unter einseitigem Vortrag des Tatbestandes an den König mit der Bitte um ein Kabinettsreskript wandten“. Es ist natürlich, daß durch diese Prozeßreskripte die Gerichte an Ansehen einbüßten; deshalb hatte Friedrich II. vielfach erklärt, daß er derartige „Machtsprüche“ in Zivilprozessen nicht mehr fällen werde, und behielt sich nur in Strafsachen die „Kabinettsjustiz“ vor. Heilfron, Lehrbuch des Zivilprozeßrechts; Deutsche Rechtsgeschichte, Staatsrecht, Kirchenrecht.

[2]) Am heftigsten ist wohl Molière über die Ärzte hergefallen, zuerst in der auf eine Bestellung für ein Hoffest geschriebenen Ballettkomödie „Der Liebhaber als Arzt“ (1667); die beißende Satire auf diesen Stand setzt er fort in dem Lustspiel „Herr von Pourceaugnac (1669) und mit besonderer Heftigkeit in „Malade imaginaire“ (1673), worin Doktor Pourgon und der Apotheker Fleurant den eingebildeten Kranken Argon aussaugen, bis sein Bruder ihn von diesen Blutegeln befreit und durch das eingelegte Possenspiel einer Doktorpromotion beruhigt. Chr. Krüger hat in seinen „Ärzten“ (1745) diesen Stand gegeißelt, und in mehr humoristischer Weise versetzt Rabener diesem Stande seine Nadelstiche, zuerst in dem „Auszug aus der Chronik von Querle-

schiedene Berufsvertreter. So tritt uns in Doktor Hay (Fanny I, 139) „ein tüchtiger Arzt“ entgegen, dem sich jeder hilfesuchende Kranke hoffnungsvoll anvertrauen darf, der zugleich ein „Menschenfreund“ ist, bei dem man nicht nur körperliche Heilung, sondern auch geistigen Trost findet.

Diesem steht der verehrungswerte Doktor Gentle, „das genaueste Bild“ des Doktors Bartlett des Grandison (Fanny Wilkes II, 322) in nichts nach; dieser wie jener sind nicht nur Ärzte in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, die Linderung und Heilung dem Körper bringen, sondern auch wie Doktor Hay „Seelenärzte“. Ein ebenso ausgezeichneter Vertreter seines Standes ist der jüdische Arzt in Sophiens Reise, der arme Leute unentgeltlich behandelt. Besonderen Beifall zollt H. dem seinerzeit so berühmten Richter in Halle, der tiefe Gelehrsamkeit mit reicher Erfahrung verbunden und wie ein Seelsorger auch für den inneren Frieden seiner Kranken gesorgt hat (Sophie IV, 238—39), und es wäre im allgemeinen „eine sehr große Erhöhung des ohnehin edlen Werts der Ärzte, neben dem Seelsorger und besonders da, wo er das nicht ist, an der moralischen Besserung des Kranken zu arbeiten“ (Sophie I, 41). Ein solcher Arzt ist uns in dem jüngeren literarischen Martyrer gezeichnet; dieser, Arzt und Theologe in einer Person, ist rasch durch seine Kunst emporgekommen, fällt aber, wie Ibsens Stockmann (Ein Volksfeind 1883), der Kabale kurzsichtiger Philister zum Opfer, nachdem ihm das „odium figulorum“ (Grundleger II, 495) seiner Kollegen, die er selbst aus dem Staube gezogen, und die Wut der „Blutegel und Giftmischer“ von Apothekern den Boden

---

quitsch“, wo Balthasar als Erfinder „vieler Universalmedizinen und Lebenstinkturen“ gerühmt wird, die aber seine Patienten und zuletzt ihn selbst ins Jenseits befördern; ferner in der „Totenliste von Nicolaus Klimen“, wo der Arzt Ingo Alricus, ein zweiter Äskulap, durch seine geschickte Behandlung an drei- oder vierhundert Patienten ins bessere Leben brachte. Auch in „Satirischen Briefen“ (6. Aufl., 1761, S. 139). Dittersdorf, „Der Apotheker und der Doktor (1786), Oper“, (Text nach dem Französischen von Stephanie), wo sich in dem komischen Zankduell Arzt und Apotheker gegenseitig als „Scharlatane“ und „Ignoranten“ beschimpfen. Auch der von seinem Arzte auf Reisen geschickte Hypochonder in Thümmels „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“ schimpft während seines Aufenthaltes in Frankfurt auf die Quaksalberei der Ärzte, und Laukhard warnt, sich ungeschickten „Pfuschern“, „unwissenden Quaksalbern“ und „vorzeitigen Blödlingen“ anzuvertrauen, die gewöhnlich aus einem kleinem Übel ein „recht fürchterliches und unheilbares“ machen.

unter den Füßen untergraben hatten, so daß er „auf den Gassen Gefahr lief“, vom Gesindel „gesteinigt zu werden“ (Grundleger II, 571). Da ihm nun in seiner Vaterstadt der Lebensnerv abgeschnitten und das Leben verbittert ist, beschließt er, sich in die Einsamkeit zu flüchten, aber nicht, wie Molières Misanthrop, Shakespeares Timon und Weises Vertumnus (die unvergnügte Seele), sondern um als „Menschenfreund“ für die „im Sklavenjoch ächzenden Bauern“ (Grundleger II, 586) zu sorgen und als Vater für die Erziehung seiner Tochter zu leben.

Diesen würdigen Vertretern „dieser Hauptwissenschaft“ (Hermäon II, 354), „die, ungeachtet so große Männer für sie aufstanden, immer noch nach dem Schlendrian gelehrt und ausgeübt wird“, stehen ebensoviel unwürdige Subjekte gegenüber, wie die beiden, mit wenig Liebe gezeichneten Kollegen des literarischen Martyrers, dieses Menschenfreundes, die ihren Wohltäter, der sie der Dürftigkeit entrissen, mit dem schnödesten Undank lohnen, nach dessen Entfernung in den alten Schlendrian zurückfallen und die armen Kranken kurz und schmerzvoll ins bessere Leben befördern (Grundleger II). Ein naher geistiger Verwandter von diesen beiden „Charlatanen“ und „unwissenden Blödlingen“ ist der Regimentsfeldscher, „ein Säufer und Pfuscher“, der sich zu allem andern, nur nicht zur Behandlung Kranker eignet. Schneiden und immer wieder schneiden, das ist sein medizinischer Grundsatz und das einzige, was er gelernt hat; ob es nötig ist, ein bestehendes Leiden zu beseitigen oder wenigstens zu lindern, das ist eine Frage, die er sich gar nicht vorlegt (Grundleger II). So mancher Unglückliche, der solchen „Pfuschern“ und unwissenden „Quacksalbern“ in die Hände fällt, muß vorzeitig sein Dasein segnen.

Aber nicht nur hinsichtlich ihrer fragwürdigen Heilkunst, sondern auch in moralischer Beziehung scheinen die Ärzte auf einer sehr tiefen Stufe gestanden zu haben. Der in einem dunklen Viertel Berlins wohnende Dr. Carreau ist ein Auswurf der Menschheit, ein Kuppler, der die ihm anvertrauten Patientinnen in zweifelhafte Häuser (Madame Double) bringt, um sie russischen Großen in die Hände zu spielen, ein „Ungeheuer“, reif für den Strang, der ihm auch schließlich zuteil wird. Von den übrigen Vertretern ist auch nichts Gutes zu sagen; sie sind „elende Ärzte“, „Landstreicher“, „Pfuscher“ und „Beutelschneider“, die absichtlich die Genesung auf die lange Bank schieben, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. (2 l. M. II.)

Professoren.

Während im 17. Jahrhundert „Professoren und Studenten“ in einer wohlabgegrenzten Welt lebten, von deren Höhen selbst der Student auf den „Kaufmann“ [1]) und „die Bürger“, die in seinen Augen „noch tiefer als die Pennäler“ [2]) standen, voll Verachtung herabblickte, begannen allmählich im 18. Jahrhundert diese Schranken zu fallen, und Professoren (Professor T. im Vanbergschen Hause) wie Studenten (Schulz, v. Ponfaly ebenda) pflegten in besseren bürgerlichen Häusern zu verkehren. Den Professoren in Königsberg rühmt Hermes ein reiches Wissen nach: „Im ganzen aber scheint mir unser junges Volk eine traurige Abart zu seyn, unwerth der trefflichen Lehrer, welche nach und nach in Königsberg angestellt sind“ [3]) (Hermäon II, 106), welche aber trotz ihres tiefen Wissens nicht selten zu „störischen Silbenstechern“ herabsinken, über dem Gelehrten den Menschen vergessen, jede Fühlung und Berührung, wie Herr Grundleger (Grundleger II, 128, 130 und 131), mit der Außenwelt verlieren, ohne zu bedenken, „wie unglücklich ein Gelehrter werden kann, wenn er keinen Gebrauch der spekulierenden Welt hat und also nichts weiter als ein Gelehrter ist.“ (Grundleger II, 131.) Daß es an Intrigen [4]) unter den Professoren nicht fehlte und daß gerade die tüchtigsten nicht selten unter „den Cabalen der Neider“ am meisten zu leiden hatten, ist natürlich; besonders bei „der Vakanz eines Professorats“ (Briefe und Erzählungen I, 55) ging es heiß zu, und so mancher tüchtige Gelehrte wurde das Opfer der „Chikanen“ und „Durchstechereien“ seiner an Geist ärmeren Mitbewerber, die zu jedem erlaubten und unerlaubten Mittel ihre Zuflucht nahmen, um den gefährlichen Nebenbuhler zu verdrängen, und Herr Grundleger in Rostock (Grundleger II, 126 f.), „auf der Katheder der Mann, zu welchem Alle sich drängten“, mußte, da er „den Neid seiner Amtsgenossen sich sehr zu Gemüt zog, die Kabalen, welche hier wie auf allen Hochschulen herrschten, nicht genug verachtete und für Pflege und Leibsbewegung sich keine Zeit nahm“ (Grundleger II, 128), früh dem Kummer und der Schwermut erliegen, dessen sehn-

---

[1]) Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte 8, 217, Freiburg i. B.

[2]) R. Fick, Auf Deutschlands hohen Schulen. 1900. S. 59.

[3]) Er mag hier wohl in erster Linie an Kant, sowie an seinen hochverehrten Lehrer Arnold gedacht haben.

[4]) Es mag hier an Leibniz und Thomasius erinnert werden.

lichster Wunsch es gewesen ist, „fern von den Kabalen der Neider“ (ebenda 130) zu leben.

Die Professoren hatten im allgemeinen ein „mitleidenswürdig kleines Gehalt“ (Sophie III, 74) und sahen sich öfters gezwungen, einer Nebenbeschäftigung nachzugehen. So waren die Theologen zugleich Prediger, was natürlicherweise zur Folge hatte, „daß der Eine auf der Kanzel salbadern und der Andere auf der Katheder aus dem Ermel schütten“ mußte (Sophie III, 74).

Hermes tritt für „Achtung“ und „Toleranz“ den Professoren gegenüber ein: „Es gehört nur so sehr wenig dazu, durch Erweisung einiger Achtung, ja durch einen Schatten von Toleranz einen Gelehrten zufriedenzustellen“ (Grundleger II, 234), wie Grundleger, der, im Leben verfolgt und angefeindet, erst nach dem Tode die volle Anerkennung erhält.[1])

Studenten.

Im 17. Jahrhundert waren „Venus“, „Alea“ und besonders „Bacchus“ die Hauptbeschäftigung der meisten wohlhabenderen Studenten, deren Studium nicht selten mit Relegation endete; doch auch im 18. Jahrhundert hielt sich „das studentische Trinkwesen oder, richtiger gesagt, Trinkunwesen „auf der Höhe des 17.“, und „in Jena empfahlen sogar die Ärzte den Trunk, weil er bei sitzender Lebensart zuträglich und die trockene Jenenser Luft eine fortwährende Anfeuchtung der Kehle wünschenswert mache.“[2]) Die zahlreichen Verordnungen „gegen die Ausschweifungen im Baccho“[3]) wurden unbeobachtet gelassen und blieben ohne jeden allgemeinen Erfolg. Wie ehemals der Satiriker Rachel, wendet sich auch Hermes in erster Reihe gegen das „unbändige Saufen“ der Studierenden, und Sophie beschreibt bei einem Spaziergang in ein Nachbardorf den

---

[1]) Auch der Pastor Verkannt (Ehlustige) wird im Leben verkannt, und erst nach seinem Tode wird ihm volle Anerkennung zuteil. Ähnliche Gedanken finden sich in Goethes „des Künstlers Erdenwallen“ und „des Künstlers Vergötterung“ (1774), das in vollständiger Umarbeitung als „Künstlers Apotheose“ (1789) erschien; ferner in Ad. Gottl. Oehlenschlägers „Corregio“ (1809), wo die Nachricht der von Michel Angelo erwirkten Gunst des Herzogs von Mantua zu spät kommt, ebenso in Holteis „Lorbeerbaum und Bettelstab“ oder „Drei Winter eines deutschen Dichters“, wo der Dichter Heinrich, dem die Welt die Anerkennung versagt, als wahnsinniger Bettler endet.

[2]) R. Fick, Auf Deutschlands hohen Schulen. 1900. S. 75.

[3]) R. Fick a. a. O. S 75.

Kommers[1]) einer solchen „Rotte“, wo es „sehr wild und zügellos“ (Sophie II, 31) zugeht:

„Vor dem Hause, wo wir uns wegen des Drängens in der Tür lange verweilen mußten, saßen auf Bänken und Rasen wohl fünfzig Menschen, die aus aller Kraft der Lunge ein unsinniges Lied sangen. Sie hatten nur Westen an; die mehresten trugen den Hut auf einem sehr zerstörten Haarputz, und noch mehrere hatten ihn auf einem geschorenen Kopf, indem ihre Perrücken neben der Tür auf einem Haufen lagen. Alle hatten zerbrochene Pfeifen im Munde, in einer Hand ein großes Glas Bier und der anderen einen bloßen Degen. Auf ein Zeichen, das bei jedem Verse des Liedes gegeben ward, tranken alle nach der Reihe und unterdessen erschallte ein seltsames Geschrei: Viele schrien vorzüglich heftig und doch schien keiner trunken zu sein, ja ihr Gang hatte sogar etwas zustimmendes.“ „Ich stand wie betäubt da, — etwa so, wie wenn man ein fremdes Tier sieht. Die Gesellschaft rund umher in den Fenstern und im Garten belustigte sich an diesem Schauspiel. Ich glaubte daher, es sei dies eine Bande von Menschen, die etwa vom Hauswirt oder von der Gesellschaft unterhalten würde, um die Gäste zu belustigen. Ich wunderte mich, unter dieser elenden Bande viele zu sehen, deren Gesicht, Kleidung und Stimme einen ganz anderen Stand zu bestimmen schienen; aber wie erstaunte ich, als Herr Malgré, den ich fragte, was für Menschen das wären, antwortete: es sind Studenten . . . . .“ (Sophie II, 26 f.).

Der Trunksucht folgt die Unsittlichkeit auf dem Fuße, und auch diese war unter den Königsberger Studenten an der Tagesordnung. Sophie fällt in die „Hände eines Ruffian“, der sie in die „allerschändlichste Gegend der Stadt“ (Sophie I, 196) führt, und Schulz hat sich dem Laster so ergeben, daß man von ihm sagen könnte:

„Verwesung schändet sein Gesichte
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verzehr'n.“ (Gellert.)

Ein anderer bringt die kostbare Zeit mit Spiel zu, wie Schulz, der sich in den verrufensten Spielhöllen herumtreibt; ein dritter lebt vom Schlagen, indem er im Namen eines andern auf eine Ausforderung, selbstverständlich für Geld, erscheint, und von „einer noch entehrenderen Verrichtung (vermutlich derjenigen, die ebenso das Amt alter Weiber als vieler Lieblinge der Großen ist“ (Sophie II). Der „ehrliche Puff“ ist trostlos, daß „ein so entsetzlich Verderben bei der Jugend“ eingerissen ist: „Ich erstaune über ihre Bösart! den sinnlichen Vergnügungen (wenn das Wort nicht noch zu schön ist), dem tollen Aufwande und der Faulheit das Leben zu widmen! und die schöne

[1]) Laukhard a. a. O. erzählt von studentischen Kommersen in Gießen (I, 51—52).

Geisteskraft in Sorglosigkeit und Untätigkeit zu stumpfen. Mit Keulen möchte ich drunterschmeißen“ (Sophie IV, 174). An anderer Stelle wendet sich Hermes gegen die sittenlosen Studenten in Jena“ (Sophie IV), „die wilden Jäger an der Saale“ [1]), wie sie uns in Raufbold mit seinen ihm befreundeten Genossen, wie Torf, Krach und Banner entgegentreten,[2]) deren „Hauptkomment im Biersaufen bestehe“,[3]) und die auch Goethe nicht nur in Jena,[4]) sondern auch im Theater viel zu schaffen machten, so daß er manchmal persönlich einschreiten mußte. Daß bei dieser liederlichen Beschäftigung die meisten zum Studieren keine Zeit hatten, läßt sich denken, und wenn sie sich manchmal zu dem Besuch einer Vorlesung entschlossen, so brachten sie nicht selten den Professor zur Verzweiflung, indem sie, da sie bei ihrer bodenlosen Unwissenheit dem Vortrage nicht zu folgen vermochten, nach „einer Viertelstunde zu scharren“ [5]) anfingen oder „mit sehr abstrakten Blicken in ihr Butterbrot bissen“ (Fanny I, 228). Hermes will aber nicht nur tadeln, sondern auch warnen und ermahnen. So hält er der studierenden Jugend die sittlichen Gefahren der Großstadt, „die für viele der Aufenthalt all der trüben Bäche ist, welche den künftigen Weg so unwegsam machen“, vor Augen und empfiehlt als sichere, einzig wirksame Mittel gegen diese das Glück und die Zufriedenheit im Leben zerstörenden sittlichen Gefahren „den Balsam, der aus der Mäßigkeit, der Enthaltsamkeit und der Keuschheit sich bildet“ (Grundleger II, 127). Ferner warnt er die Söhne armer Bürger und Bauern (Ehlustige V, 133), armer Prediger und Rektoren vor dem immer mehr zunehmenden Studium auf den hohen Schulen; denn während ihres Studiums haben sie wenig oder garnicht auf Stipendia zu rechnen, die gewöhnlich „der reichen Ratsherrn Söhne“ bezogen (Sophie I), da sie Empfehlungen von Hause mitbrachten und stillschweigend auf die eine Hälfte verzichteten, da die andere in der Regel an den Fingern der Verleiher kleben blieb (Sophie I). Nach Ab-

[1]) Goethe, Dichtung und Wahrheit.

[2]) Zachariae, der Renommiste. 1740.

[3]) Laukhard a. a. O. S. 51. Was Laukhard, der selbst als wüster Gesell alles mitgemacht, von den Gießener Studenten erzählt, klingt fast unglaublich.

[4]) Goethe erließ 1786 nach einer Verhandlung mit den Räten Schmidt und Schmauß zwei „Vota“ gegen die Landsmannschaften. Vgl. Wilhelm Fabricius, Die deutschen Korps. Berlin 1898. S. 79.

[5]) R. Fick, Auf Deutschlands hohen Schulen. 1900.

schluß des Studiums dürfen sie ebensowenig auf ein Amt hoffen, da sie bei der Besetzung der besseren und einträglicheren Stellen durch „Adeliche“, der geringeren „durch Invaliden und durch die Bedienten der Großen“ verdrängt werden (Ehlustige V, 133), so daß sie zuletzt nach jahrelangen, vergeblichen Bewerbungen gezwungen sind „als Musikus, Secretär, Justitiar oder Hauslehrer“ zeitlebens ein kümmerliches Dasein zu fristen (Ehlustige V, 132 f.). „Ein Armer sollte, »sofern er nicht Sohn eines Gelehrten oder eines bildenden Künstlers sei«, überhaupt nicht studieren“ (Ehlustige I, 14).

Offiziere und Soldaten.

Über den Soldatenstand, den Hermes als Prediger des Krokowschen Regiments zu Lüben in Schlesien näher kennen gelernt hatte, weiß er im allgemeinen nicht viel Gutes zu sagen. Vor allem wendete er sich gegen die Unsittlichkeit der Offiziere,[1]) die ja auch in den Romanen von Julius v. Voß so abschreckend hervortritt. Zwar schildert Hermes in dem alten Major (Ehlustige) eine tugend- und musterhafte Persönlichkeit, doch ist auch dieser in der Jugend ein anderer gewesen, ein „Springinsfeld“, der sich erst spät von dem wilden, sittenlosen Treiben seiner Freunde losgerissen und als Pietist in das Lager der empfindsamen Gottsucher geflüchtet hat. Die Offiziere sind in der Mehrzahl „Venus- und Bacchusverehrer“, und über den jungen Grafen von Kaeseke (Sophie I, 55 f.) wird man „in jedem Regiment große Augen machen, einen Offizier von zwanzig Jahren zu sehen, der noch nicht an Leib und Seele krank ist“. In Herrn von Windschief tritt uns ein „verschrobener Kerl“ von einem Kürassieroffizier entgegen, mit ganz kompletten Hasenaugen, ohne Sinn und Verstand,“ in denen „Sünde und Schande“ und die „Dummheit eines Liederlichen“ sitzen (Hermäon II, 340 f.).

Was die persönliche Freiheit der Offiziere betrifft, so war diese sehr beschränkt, und im Falle eines Krieges waren sie nicht besser daran als die gemeinen Soldaten; denn der König konnte ihnen in jedem Falle den Abschied verweigern und

[1]) Ebenso Lenz in den „Soldaten“ (1776), wie Wagner in der „Kindesmörderin“ (1776) und Laukhard a. a. O. I, 46: „Ihre (der Offiziere) Lebensart ist nicht die beste“.

der „reiche Obrist“ (Ehlustige) mußte „gleich dem ärmsten Schlucker“ mitmarschieren und „gleich dem hungrigsten Junker dem Kalbsfell folgen“, um nach dem Kriege mit schlichtem Abschied entlassen zu werden, da im Frieden nur ein Teil für den Gamaschendienst in der Garnison (Grundleger II), wie ihn Tieck im „Hanswurst als Emigrant“ geißelt, oder als Werbeoffizier in ihrer Stellung behalten wurde, um in andern Ländern neue Rekruten anzuwerben oder einzufangen: Sylvester Fang (Töchter I, 220 f.), der sich nur durch ein hohes Lösegeld loskaufen kann und den jüngeren literarischen Martyrer, der den Kniffen[1]) eines Werbemajors zum Opfer fällt, indem er von diesem als Regimentsfeldscher (Grundleger II, 1671) zum Regiment mit 150 Rtl. Reisegeld geschickt wird, die ihm bei seiner Ankunft als Handgeld angerechnet werden; er wird ohne viele Umstäude als „gemeiner Kerl“ in das größtenteils aus „Windbeuteln und Landstreichern“ (Grundleger II) bestehende Regiment[2]) eingesteckt, mit Stockschlägen zum Fahneneid gezwungen und muß über ein halbes Jahr dem „Kalbfell“ folgen. Wie in diesen beiden Fällen, so ging es in vielen anderen bei solchen Werbungen nicht ohne Brutalität und „Gewaltätigkeit“ [3]) ab; gewöhnlich wurden die jungen Leute trunken gemacht, gefangen, gefesselt zum Regiment abgeführt, wo sie alsbald den Eid der Treue schwören mußten (Töchter I, 220 f.). Es wirft kein günstiges Licht auf die damalige Rechtssicherheit[4]) in Deutschland, daß nicht einmal Gelehrte (wie der jüngere literarische Märtyrer) vor den Werbehäschern sicher waren. Besonders stattliche Menschen waren in großer Gefahr; an diesen fand man ein besonderes Wohlgefallen und die beiden Offiziere, die „schelmisch und spitzbübisch“ die geworbenen Rekruten

---

[1]) Jung-Stilling, Florentin, der auch Werbern in die Hände fällt und nach Amerika geschickt wird, wie Karl in Lafontaines „Leben eines Landpredigers“ (1801). Nothanker befreit den Sohn seines Todfeindes Stanzius. Stephanie, Die Kriegsgefangenen. (Farquhar, The Recruiting Officir.)

[2]) Vgl. Laukhard I. Kap. XVI.

[3]) G. Freytag, Bilder aus deutscher Vergangenheit. IV. Bd.

[4]) Hermes verlegt vorsichtigerweise diesen Fall nach Süddeutschland in die Nähe von Straßburg; doch können wir ihn ganz ruhig in Preußen suchen, und Gottsched war wohl nicht der einzige Gelehrte, der in Gefahr geriet, den Werbekniffen der Werbehäscher in die Hände zu fallen. Vgl. Max Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Hamburg 1886. S. 4 f.

öfter an andere Werber verkauften, „schienen über den Besitz“ Sylvester Fangs, „dieses schönen und großen Menschen, jauchzen zu wollen“ (Töchter I, 220).

Man kann sich leicht denken, daß bei diesem Verfahren, Soldaten anzuwerben und gewaltsam zum Fahneneid zu zwingen, die Disziplin nur durch die härtesten Strafen aufrecht zu erhalten war; die grausamsten Mißhandlungen waren an der Tagesordnung, und Franz, der auch sonst eine zweifelhafte Vergangenheit hinter sich hat und freiwillig Rekrut geworden ist, hat sich, „halb lahm vom täglichen Prügeln und von seinem Gewissen verfolgt“, aus Verzweiflung ins Wasser gestürzt (M. Hermäon I, 184). Fahnenflucht,[1]) zu der die Soldaten durch die gewalttätige Einsteckung und grausamste Mißhandlung geradezu gezwungen wurden (Ehlustige III und Töchter I), endete gewöhnlich nicht so harmlos, wie sie Tieck so humorvoll in seinem gestiefelten Kater geschildert hat; sie wurde vielmehr aufs schwerste geahndet durch das unmenschliche Spießrutenlaufen, und am besten tat noch derjenige, der sich, wie unser literarischer Märtyrer, mit stupider Gelassenheit in das Unvermeidliche schickte (Grundleger II, 167 f.).

Hermes drängte auf eine bessere Behandlung der Soldaten und zeigt uns in dem alten menschenfreundlichen Major (Ehlustige) das Muster, wie der Vorgesetzte Untergebene zu behandeln habe; er trat ferner ein für die Herstellnng besserer Lazarette, die damals in „einer schreiend elenden Verfassung“ waren, wie für Anstellung tüchtiger „Regimentsfeldschere“, da die meisten nur „Stümper“ waren, sich „unverantwortliche Mißbräuche“ erlaubten und die Menschen „wie Tiere“ dahinsterben ließen.

Um der Unsittlichkeit der Soldaten (Sophie I, 660) und dem damit aufs engste zusammenhängenden „Kindermord“[2])

---

[1]) Stephanie, Deserteur aus Kindesliebe.

[2]) Das Motiv der Kindesmörderin ist ein Problem, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vielfach behandelt wurde. Während im 16., 17. ja noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sie als Hexen verbrannt (Hansen, Zauberwahn, Inquisition und Hexenverfolgung im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung. München und Leipzig 1900, sagt im 31. Kapitel: „100 Hexen wurden mit Rücksicht auf die von ihnen verübten Kindesmorde dem Feuer überliefert“) oder gehängt wurden (Rachel, 4 Satyra, S. 43. Hallenser Neudrucke 200/202 sagt: „Die Rabenmutter sucht auf Galgen ihr Gewinn und trägt das blutige Aas „den kalten Jungen“ hin), trat als

(Sophie I, 659) vorzubeugen, muß man das Übel an der Wurzel angreifen. Will man den Kindesmord aus der Welt schaffen, so muß zuerst den zahlreichen Mädchenverführungen gesteuert werden; da nun aber die eigentlichen Verführer am häufigsten die Soldaten sind, welchen ihre Vorgesetzten[1]) (Lenz, Soldaten; Wagner, Kindesmörderin) gerade nicht mit den besten Beispielen vorangehen, so läßt Hermes seinen Puff folgenden Vorschlag machen:

„Ich gäbe den Soldaten ein pahr Pfennige mehr auf den Tag,[2]) und dann müßten sie heiraten.[3]) Jetzt leben sie von dem, was sie von unserem weiblichen Gesind erhaschen;[4]) dadurch bekommen sie ein bettlerisches, undeutsches

---

erster der italienische Jurist Beccaria in seiner Schrift „Verbrechen und Strafen“ (1764) zugunsten der Kindesmörderinnen ein. In der juristischen wie schönwissenschaftlichen Literatur wurde diese Frage lebhaft behandelt. Goethe hat sich in der These: „Die Todesstrafe ist beizubehalten“ (Straßburg, 6. August 1771), für, später im Conseil zu Weimar (Herder, der Vater der Humanität, eigentümlicherweise für) gegen den Tod von Kindesmörderinnen ausgesprochen. In der den Zuschauer überwältigenden Wahnsinnsszene (Faust I) läßt er uns in das Innerste der Seele einer solchen Kindesmörderin schauen; vgl. auch sein Gedicht „Vor Gericht“, Westenrieder, Henriette Folley, H. L. Wagner, Die Kindsmörderin (1776), später für die Bühne von G. Karl Lessing und auch von W. selbst umgearbeitet als „Evchen Humbrecht oder Ihr Mütter merkts euch (1778), Bürger, Die Pfarrerstochter zu Taubersheim, Lenz, Zerbino oder die neuere Philosophie (1776), Schiller, Die Kindesmörderin; Anton Mathias Sprickmann (1749—1833), der Strumpfband (Deutsches Museum 1776 bis 1778), der Schmuck (1779/80). In Schummels „empfindsamer Reise durch Deutschland“, einer schwachen Nachahmung von Yoriks empfindsamer Reise (Thayer, Sterne in Germany S.) wird eine Kindesmörderin begnadigt (Menzel a. a. O. III, 28). Gerhardt Hauptmann, Rose Bernd (1903).

[1]) Friedrich der Große wünschte, daß seine Offiziere nicht heirateten.

[2]) Sophie I, 660: „Das braucht eben nicht des Privatmanns Sorge zu sein; sondern jeder Ehelose gebe Grundzins, dafür nämlich, daß er als Strauch dasteht, wo ein Fruchtbaum stehen könnte. Aus dieser, die ersten Jahre hindurch Millionen betragenden Kasse gebe man jedem gesunden Mädchen, zu welchem ein gesunder und großer Soldat sich meldet, so und soviel auf die Bedingung, daß sie bei Feldzügen zu Hause bleibe, dagegen sie aber dies, und auf jedes Kind noch mehr haben soll. So steuert man der Unzucht der Soldaten (die nun stark und einheimisch werden), sowie dem Unmut und der Treulosigkeit des weiblichen Gesinds.“

[3]) Lenz widmete sein soziales Drama „Die Soldaten“ (1776) Karl August mit einer Denkschrift „Über Soldatenehen“, worin er dem Herzog den Vorschlag machte, es mit Soldatenehen zu versuchen, damit so der Unzucht und dem Kindesmord gesteuert würde.

[4]) Auch Laukhard erzählt von der Sittenlosigkeit Hallenser Soldaten und ihrer Fütterung durch „Menscher“, „die auch einem Offizier aushelfen“. Laukhard a. a. O. 250.

Gemüth und das Gesind wird diebisch. Diese verheirateten Soldaten hätten dann eine große Masse von Kindern, folglich hörte die auswärtige Werbung[1]) auf; Vaterlandsliebe und Treue der Armee kämen nach und nach wieder, und dem Einbruch fremder Laster würde gesteuert.

Noch mehr, der verheiratete Soldat wäre tätig und gesund, und weil er für Weib und Kind ins Feuer geht, wieder, was der Deutsche ehemals war; ein „Bravkerl“ (Sophie I, 660 f.).

Ein anderes wirksames Mittel gegen das „unerhörte Gemeinwerden des verborgenen und kundwerdenden Kindesmords“ (Grundleger II, 559) sieht er in der allgemeinen Durchführung eines Reformkleides, und er schlägt einen „ganz griechischen und einfachen Anzug“, welcher an Stelle der „Weiberröcke“ und „Miederbedeckung“ treten sollte, vor, um auf diese Weise „alles, was den Umriß des Gliederbaues, zumal die Veränderung desselben dem Auge versteckt“ (Grundleger II, 561), zu entfernen und die „Verheimlichungen, die den Kindesmord begünstigen, gleich in den ersten Monaten“ unmöglich zu machen (ebenda II, 562).

Bürger.

Auch mit den bürgerlichen Kreisen der Großstadt, wenn wir das damalige Königsberg, das allein hier in Betracht kommt, so nennen dürfen, macht uns Hermes bekannt. Er führt uns in die Häuser der mit ihrem Reichtum protzenden Geldaristokratie, wie in die Hütte dürftigster Armut und in die Höhlen des Lasters. Sophie findet die freundlichste und gastlichste Aufnahme bei der vornehmen „Madame Vanberg“; da sie zwei erwachsene Töchter hat, Julchen, sanft, empfindsam und zur Schwermut neigend, und Koschgen, ihr gerades Gegenteil, wild, aufbrausend, ein „weiblicher Lovelace, ein zweideutiges, aber auch schönes Mädchen“, so sind in ihrem Hause Gelehrte (Professor P. Pastor Groß), Studenten (Schulz, Panfaly) und andere junge Leute (Malgré) aufs herzlichste willkommen. Ferner führt uns Hermes in das Haus einer „Frau .... räthin“, einer Dame von großem Reichtum, aber noch größerer Roheit

[1]) Laukhard, der in Halle Soldatenehen kannte, ist sehr weit von Hermes' idealer Auffassung über diese Ehen entfernt. „Sehr oft“, sagt er im 16. Kapitel des I. Buches seiner Biographie „werden die Leutchen getraut und leben hernach, so gut sie können, wie Mann und Frau. Daß die meisten dieser Ehen sehr unglücklich, größtenteils kinderlos und selbst dann, wann Kinder daher kommen, für den Staat wegen der notwendig schlechten Kinderzucht von gar geringem Nutzen sind, läßt sich ohne große Untersuchung abnehmen.“ (I, 251.)

der Sitten, die dem Verfasser erwünschte Veranlassung gibt, den bornierten Geldstolz, die Eitelkeit auf äußere Verhältnisse, die „femme comme il y en a beaucoup“ (Sophie I, 212 f.), „in ihrer ganzen widerwärtigen Plattheit zu schildern“.[1]) Der Stolz, den sie überall zur Schau trägt, die Verachtung, mit der sie dem armen Hofmeister (Schulz) begegnet, der „übertriebene Luxus, die Pracht und der Aufwand“, den diese Frau .... räthin treibt, ist natürlich, vielleicht zu natürlich geschildert und nähert sich schon der Grenze des Erlaubten. Den anderen, die nicht zu dieser Kaste gehören, pflegt man mit Verachtung[2]) zu begegnen und sondert sich von ihnen ab (Sophie I, 215 f.). Lamprecht hat vollkommen Recht, wenn er sagt: „Nach wie vor sonderten sich die Vornehmen von den anderen Bürgern durch einen übertriebenen, fast sinnlosen Luxus ab“, und „die Kleinstädter dichterisch zu behandeln, galt im Grunde als unzulässig. Gewisse Kreise tadelten Goethes „Hermann und Dorothea“ noch gegen Schluß des Jahrhunderts, daß es sich in dem Gedichte um die Schicksale eines Gastwirtes und Apothekers und der Ihrigen handle“. Auf der anderen Seite herrscht, wie das in einer Großstadt natürlich ist, die tiefste Armut. Wir bekommen die bitterste Not einer „ganz ledigen Kammer“ zu sehen, wo „nicht nur kein Bett, sondern auch kein Stroh“ sich findet: „Der Vater dieser Jungfer saß auf der Erde und hatte einen Arm der Länge nach auf eine Bank gelegt. . . . . Er war ein alter Mann, auf dessen Kopf noch hie und da ein Rest grauer Haare sich zeigte. Sein Arm war verbunden, und wie er den Verband (wenn ich alte Lumpen so nennen soll) etwas zurücklegte, zeigte sich deutlich eine überhandnehmende Entzündung. Seine ganze Bedeckung betstand in einem Mantel, und auch diesen, sagte er, hätte ich nicht, wenns auf einen Christen angekommen wäre (er hatte ihn von dem Juden)“ (Sophie I, 643/44). In einem finstern Viertel der Stadt, in einem der berüchtigsten Viertel

---

[1]) R. Prutz, Menschen und Bücher. 1862. V. J. T. Hermes S. 69.

[2]) Zum Vergleich mag eine Äußerung Rabeners (6. Aufl., 1761, Satirische Briefe, Teil III, 269) angeführt werden: „Müssen Sie es nicht gestehen, mein Herr, daß dieser Fehler nicht dem Adel allein eigen ist? Er ist unter denen vom bürgerlichen Stande noch viel stärker. Ich will nur ein Exempel anführen. Ein Doktor ist ein Bürger, ein Handwerksmann auch. Was für Bewegungen erregt das in der bürgerlichen Welt, wenn ein Doktor die Tochter seines Schusters heiratet? Alle Kaffeegesellschaften, alle Wochenstuben schreyen Ach und Weh über diese widernatürliche Verbindung.“

in Königsberg (Sophie I, 648), wo ein „ehrlicher Mann“ sich „nirgend sehnlassen“ darf, treten uns zweideutige Subjekte, „Menscher“ [1]) entgegen, die in „Zügellosigkeit“ (Sophie I, 644) bei Tag und Nacht ihr Wesen treiben. Es ist „liederlich Gesindel“ (Sophie I, 649), „das in einer Mördergrube sein Geschäft treibt.“ [2])

Bauern.

Wenn wir zu der untersten Klasse der Gesellschaft, der unfreien ländlichen Verfassung hinabsteigen, so finden wir diese [3]) im 18. Jahrhundert, wo viele „abhängige Bauernstellen eingezogen und die übrig bleibenden Bauern mit um so stärkeren Diensten belastet wurden“,[4]) natürlich in Rohheit, Unwissenheit, trotziger Abkehr von allem Besseren und dumpfem Haß gegen die oberen Klassen versunken — eine natürliche Folge des furchtbaren Druckes, der auf dieser Klasse lastete, der unwürdigen Erniedrigung, zu der er sich durch die herrschende Klasse verurteilt sah.[5]) Die Verachtung, mit der Adel (Ehlustige III, Verheimlichung I) und Bürgertum (Grundleger II, 135) dem Bauerntum begegneten, das „dumpfe Dahinleben“ [6]) so vieler „im Sklavenjoch ächzender Bauern“ (Grundleger II, 568), trugen dazu bei, daß man sich in der Literatur bis in den „Sturm und Drang“ um diesen Stand nicht bekümmerte.[7]) Der Bauer, die „Canaille“, galt als kein voll-

---

[1]) Laukhard a. a. O. S. 250.

[2]) Auch Freytag in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ a. a. O. IV, S. 287 erwähnt, daß in dieser Zeit „über zunehmende Sittenlosigkeit laut geklagt wurde“.

[3]) K. Biedermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert, Leipzig, 2. Aufl., 1880, S. 508. Vgl. auch Garve, Über den Charakter des Bauern (1796).

[4]) G. Kaufmann, Politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert, Berlin 1900.

[5]) K. Biedermann a. a. O. S. 508.

[6]) Georg Steinhausen a. a. O., Geschichte der deutschen Kultur, Leipzig und Wien 1904.

[7]) Zwar hat schon S. Gesner in seinen Idyllen Landleute auftreten lassen; doch haben seine Hirten und Schäferinnen mit wirklichen Hirten und Schäferinnen nichts als den Namen gemein, und von Naturtreue kann bei ihnen keine Rede sein. Erst Maler Müller hat in seinen Pfälzer Idyllen die Landleute seiner Heimat naturgetreu und lebendig geschildert. Hierauf blieb das Landvolk im Schrifttum längere Zeit unbeachtet, bis Jer. Gotthelf in „Uli der Knecht“ (1841) und „Uli der Pächter“ (1849) wieder wirkliche Bauerngestalten

wertiges Geschöpf, nur als eine rechtlose Sache, die der Junker nach Herzenslust ausnützen zu müssen glaubte; er ist „wie eine Weide: je mehr man sie beschneidet, desto stärker treibt sie"; das war ein Spruch jener Tage, und noch drastischer klingt der andere: „Rusticus est quasi Rind, nisi quod sibi cornua desint." [1]) Das „jus patronatus" ist zum jus latronatus (Sophie I) geworden, und wenn auch hier und da unter dem Einfluß der Humanität Züge der Menschlichkeit (Ehlustige, wo der General seine Bauern wie der Vater seine Kinder behandelt) zu bemerken waren, so waren das immer sehr selten vorkommende Ausnahmen, und der Bauernstand jener Zeit trug im allgemeinen den Stempel einer rechtlosen Masse, welche der „schuftige Amtmann",[2]) der „höllische Bauernplacker" (Sophie VI, 465), selbstverständlich unter stillschweigender Billigung des gnädigen Herrn, auf das erbarmungsloseste, aber „niemals anders als mit der strengsten Legalität zu plündern" [3]) verstand, und Veit Seghersell, der sich nur „mit dem Erbregister" beschäftigte, „welches seine Bauern nachdrücklich erfahren haben", machte sie „arm und jagte sie durch Prozesse zum Dorfe hinaus". [4])

Hermes beschreibt uns eine solche Vertreibung, verlegt sie aber vorsichtigerweise in eine der russischen Ostseeprovinzen. Obwohl die Schilderung übertrieben erscheint, mag sie dennoch hier Platz finden, weil wir uns einigermaßen einen Begriff von der Gewalttätigkeit und Roheit, mit welcher der „Amtsvogt" (Sophie VI, 456) dabei verfuhr, machen können:

Man fand „ihn (den Amtmann) im Hause eines Bauern, welcher mit einem fast nackten Weibe und vier blau gefrorenen Kindern vor ihm kniete und um Erbarmen bat, weil er vor einigen Tagen ausgepfändet war und nun

---

vorführte, während Auerbachs „Schwarzwälder Geschichten" nicht immer „psychologisch wahr und ergreifend durchgeführt" (Max Koch a. a. O. S. 448) sind, da nur zu oft neben dem Dichter sich der „Politiker" und „Philosoph" hervordrängt (Spielhagen, Gedächtnisrede auf Berthold Auerbach I). Der Schöpfer des Bauerndramas ist aber Ludwig Anzengruber.

[1]) G. Kaufmann a. a. O. [2]) G. Kaufmann a. a. O. S. 19

[3]) Rabener, Satirische Briefe. Teil III.

[4]) Rabener, Satiren. Teil I. S. 192/193. Auch noch an anderer Stelle erzählt R., wie ein Bauer in Untersuchungshaft genommen wird, um ihn von Haus und Hof zu jagen. Die Vertreibung des Bauers von seiner Scholle behandeln: Johann Anton Leisewitz, „Die Pfändung"; Anzengruber, „Der ledige Hof" (1877); Rosseger in den „Jugenderinnerungen" und im „Jakob der Letzte" (1888); Wilhelm von Polenz, „Büttnerbauern" (1895), Karl Hauptmann, „Die Austreibung" (1905). Vgl. auch Tolstoi, „Herr und Knecht"; Sohnrey, „Der Bruderhof" (1897).

aus dem Bauernhof verstoßen werden sollte. Starr vor Schrecken, wie diese Elenden es vor Kälte waren, sah ich, daß der Amtsvogt einen nach dem andern in den Schnee hinauswarf (Sophie VI, 456). Selbst die „Betten", ja sogar „des Kinds Betten" wurden verpfändet, und „diese unglückliche Familie", mit Gewalt aus ihrer Hütte vertrieben, trug „ihren Jammer in das Backhaus des Dorfes, welches von ihrem Wehklagen erscholl" (Sophie VI, 457).

Die armen Bauern wurden auf das schamloseste „durch den abscheulichsten Wucher" ausgepreßt (Sophie VI, 463), und der „Amtmann zu Clemmenhof", „der allerabscheulichste Blutegel," sog mitten durch den „Schweiß der schon ohnehin erschöpften Bauern" (Sophie VI, 461) in einer Weise, daß sie sich nicht mehr erholten. Der Amtsvogt konnte straflos seine „Bübereien" begehen, weil er von „Mächtigen, in deren Händen er war, sorgfältig geschützt" (ebenda) wurde. Wehe aber demjenigen, der es etwa, wie Bell (Sophie VI, 460 f.), wagte, das „Wespennest der zum Untergang der Bauern verschworenen Obern und einer großen Menge ihrer Unterbedienten rege zu machen" und der „unterdrückenden Habsucht" (Sophie VI, 475) der „Bauernplacker" (ebenda S. 465) entgegenzutreten; Bell, der dies „Böse thätlicherstellend zu verhindern" versucht hatte, wurde kurzerhand ohne Untersuchung in Haft genommen.

Aus der vielfachen Behandlung dieser Frage in der Literatur[1]) mag zur Genüge hervorgehen, wie sehr die Bauern unter diesem Druck zu leiden hatten.

---

[1]) Vgl. noch: Voß, „Die Leibeigenen", „Das Gegenbild", „Ein ähnliches Gemälde". Bürger, „Der wilde Jäger". Schiller, „Räuber", „Kabale und Liebe". Goethe hat öfters bei Karl August für die Bauern, die unter der leidenschaftlichen Jagdlust des Herzogs zu leiden hatten, Fürbitte eingelegt. Pestalozzi in einer Fabel; Ad. Chamisso, „Das Gebet der Witwe". Nach „Martin Luther" 1831 (Ausgabe von Max Koch I, 186). Auch im „Riesenspielzeug" (1831) Bd. I, S. 190 tritt Chamisso für die Wertschätzung des Bauernstandes ein. (Tardell, Quellen zu Chamissos Gedichten, 1896.)

Lebenslauf.

Als Sohn des Ackerwirts Simon Muskalla † und seiner Ehefrau Marie wurde ich, Konstantin Muskalla, katholischer Konfession, am 14. Dezember 1879 zu Kaltwasser, Kreis Groß-Strehlitz, geboren und besuchte daselbst die Elementarschule 1886—1894. Hierauf besuchte ich das Gymnasium zu Groß-Strehlitz und erlangte auf dem Kgl. Gymnasium zu Glogau das Reifezeugnis. Seit Michaelis 1904 widmete ich mich dem Studium der Philologie, insbesondere der Germanistik, an der Universität Breslau und hörte in dieser Zeit die Vorlesungen der Herren Professoren:

Baumgartner, Cichorius, Dahn, Drescher, Foerster, Freudenthal †, Hoffmann, Kampers, Kaufmann, Koch, Kühnemann, Norden, Partsch, Preuß, Semrau, Siebs, Skutsch, Sombart, Stern, Wendland, Zacher †, Ziekursch.

Allen meinen hochverehrten Herren Lehrern bin ich für die Förderung meiner Studien zu Dank verpflichtet, besonders aber Herrn Professor Dr. Max Koch, der mir das Thema zur Bearbeitung gestellt und mich aufs freundlichste mit Rat und Tat unterstützt hat.